

Richard Meng

Berlins neue Chancen

Dynamik und Herausforderungen der Hauptstadt 20 Jahre nach der Deutschen Vereinigung



Richard Meng

(* 1954) ist Sprecher des Senats von Berlin.

sprecher@senatskanzlei.berlin.de

Kaum eine Woche vergeht, in der die Hauptstadt nicht durch neue Rankings taxiert wird. Von der Wirtschaftsdynamik über die Schülerleistungen bis hin zum Kreativpotenzial: kein Thema, das in umfragegläubigen Zeiten nicht zum Versuch der Einordnung benutzt würde. Zwei Jahrzehnte nach dem Mauerfall und der Deutschen Vereinigung belegt dieser Eifer aber auch einen Bedarf. Einen Wettlauf geradezu, das, was geworden ist, einzusortieren. Oft ist Berlin da inzwischen Top, hat vor allem wirtschaftlich aber noch Abstand zur Spitze – nur eines wird selten bescheinigt: Mittelmaß.

Dieses Berlin hat im vergangenen Jahrzehnt eine Faszination entwickelt, die Außenstehenden oder Gelegenheitsbesuchern noch viel deutlicher auffällt als den Ortsfesten. Von Paris, London oder New York aus betrachtet ist es heute das spannendste, dynamischste Zentrum in der Mitte Europas. Aber von außen sieht man ja immer gerne nur das Große, die wichtigen Dinge – von innen betrachtet fallen die kleinen Krümel eher störend auf. Auch in Paris oder New York ist das so.

Bewunderung von außen, aber gerne mal Missmut von innen – bei immerhin langsam wachsendem Selbstbewusstsein: Berlin ist schließlich noch lange keine ganz normale, organisch gewachsene Hauptstadt. Mit Daten und Fakten alleine ist das nicht zu erklären. Auch die Erfahrung von Eingemauert-Sein im Westen und autoritärer Gängelung im Osten wirkt lange nach. Und viel Kleinteiligkeit prägt die Ortsöffentlichkeit. Weniger die Aufmerksamkeit für das, was die Stadt nach außen darstellt.

Immerhin: 20 Jahre nach der Deutschen Vereinigung verliert die Selbstbe Spiegelung an Relevanz. Die Republik hat Berlin als ein neues Zentrum akzeptiert, von dem gerade nicht die befürchtete neue Hybris ausgeht oder auch nur der Versuch, enge Normen für andere vorzugeben. Ein Zentrum, das mit seiner gelassenen Unfertigkeit anderen Städten Raum lässt für andere Profile. Das trotz anerkannter Sparpolitik mitunter zwar – aus parteipolitischen Gründen – im Süden der Republik immer noch gerne als böser Fall von Verschwendungssucht attackiert wird, und sei es ausgerechnet wegen seiner gebührenfreien Bildung. Das man aber doch auch immer irgendwie bewundert.

»Atemberaubend« hat der neue Bundespräsident, von Parteierkunft Konservativer, die Stadt bei seinem Antrittsbesuch genannt. Während kurioserweise Die Grünen ihre vage Hoffnung, stärkste Kraft in der Stadt zu werden, mit der Routinebehauptung aller Opposition begründen, es gebe ohne sie Stillstand – und das in Berlin. Die Berliner Führungsfrage macht die Stadt in ihrem Wahljahr

2011 politisch doppelt spannend. Denn es geht nicht allein um den großen bundespolitischen Trend nach dem Vertrauensverlust von Schwarz-Gelb. Es geht auch darum, welches Verständnis der Hauptstadt sich durchsetzt, welche Sichtperspektive.

An medialen Vereinfachungsangeboten mangelt es nicht. Hauptstadt der Kreativen? Der Atheisten? Der Kultur? Der Zukunftschancen? Der Vielfalt? Der Wissenschaft? Der Hartz-IV-Empfänger? Der Alleinerziehenden? Im Wesen von Metropolen liegt es, dass man nicht nur im engeren Wohnumfeld – ungestört – nebeneinander her leben kann. Sondern dass solch ein Nebeneinander, in individueller Hinsicht als Ausdruck städtischer Freiheit und in sozialer Hinsicht als individuelles Risiko, auch für ganze Milieus gilt. Dass somit die Berlin-Wahrnehmung der einen mit der Berlin-Wahrnehmung der anderen nicht identisch sein muss und auch nicht identisch ist. Dass Milieuegoismus schnell den Blick auf das Ganze verstellt. Gerade in einer Stadt, die nun endlich international geworden ist – eine Entwicklung, wie man sie sich lange Zeit nur wünschen konnte. In der es heute aber schwer wird, sich auf Projekte und Ziele zu verständigen.

Es ist nicht allein der Glamour der großen Events, der die Faszination bringt. Er gehört dazu, und Events der Kategorie A gibt es in der Stadt ja zur Genüge. Aber die von Jahr zu Jahr sich steigenden Besucherrekorde und die Attraktivität als Top-Adresse im Wissenschafts- und Kulturbereich sind darauf primär nicht zurückzuführen. Der Ort Berlin hat seine eigene Spannung entwickelt. Eine, die im magischen Zwanzig-Jahre-Abstand zu 89/90 mit Geschichtsträchtigkeit ebenso zu tun hat, wie mit neuer Unbekümmertheit. Mit kultureller Vielfalt und gleichzeitig mancher städtebaulicher Brache. Eine Mischung ist das – nicht ohne Auswirkungen auf das Deutschlandbild schlechthin. Die Buntheit Berlins dementiert das klassische Klischee. Die Republik ist offener, liberaler, farbiger geworden. Aber eine ausgerechnet in dieser Hinsicht vorangehende Hauptstadt ist dafür Referenzort in besonderer Weise.

»Der Ort Berlin hat seine eigene Spannung entwickelt.«

Ein Ort für Individualität, für Ideen. Ein Ort, der noch Raum hat und Raum lässt. Ein Ort andererseits wieder, der sich schwer tut, sich nach innen zu erklären. Dessen Medien Berlin immer noch tief gespalten wahrnehmen, nicht allein (aber auch) zwischen Ost und West, oszillierend mitunter zwischen Selbstsucht und Selbstverachtung. An dem viel genörgelt wird, aber die Menschen zusammenhalten, wenn es wichtig wird. An dem auch soziale Probleme sich ballen, Teilgesellschaften sich auf sich selbst fixieren. Und an dem solche Problemlagen – mit Stichwortgebern von innen – manchmal dramatisiert werden, als ginge es um eine ganz andere Stadt. Auf dass die Außenwelt erschrickt und vergisst, dass es exakt dieselben Problemlagen auch in Stuttgart, Köln oder Bochum gibt.

Hauptstadt mit neuer Identität

Die Wachstumsraten der Berliner Wirtschaft sind jetzt bundesweit Spitze, aber die Ausgangsbasis war schwach. An weltweit wahrgenommenen Aushängeschildern aus der Wirtschaft mangelt es noch immer. Gleichzeitig bringt die neue Dynamik viele Menschen in die Stadt, die wahrlich nicht jede Berlin-Empfindung mit den Eingesessenen teilen. Das »alte« Berlin ist sich, im Osten wie im

Westen der Stadt, zu oft selbst genug – was sich auch parteipolitisch nachzeichnen lässt. Und in dieser Selbstgenügsamkeit spiegelt sich tief sitzende Stadterfahrung. Nicht zuletzt die, dass dieses Biotop Berlin von jeher abrupt an seinen jeweiligen Bebauungsgrenzen endet. Wodurch Brandenburg bis heute zu selten als urbanes Stadtumland wahrgenommen wird und sich selbst auch noch zu wenig so sieht.

Nun bilden aber die seit 1989 zugezogenen Neubürger und die seit damals neu Geborenen zusammen gerechnet zahlenmäßig bereits die Mehrheit. Die Emotionen aus den Mauerzeiten verlieren an Prägekraft. 20 Jahre nach dem weltpolitischen Zeitenwechsel kommt deshalb jetzt die Phase, in der neben wildwüchsiger Dynamik auch neue Konturen sichtbar werden – und werden müssen. Die Hauptstadt, von außen so respektvoll taxiert, sieht sich zu Recht auch vor der Frage, was eigentlich ihre neue Identität ausmacht und wer dies am besten repräsentiert.

Ums Berliner Ganze muss es da gehen. Nicht ums Wohlfühlen in dieser oder jener Nische. Interessant war zuletzt bereits, mit welcher Wucht in städtebaulichen Detailfragen immer wieder die Frage nach Berlins Mitte aufkommt. Wo

»Ums Berliner Ganze muss es gehen. Nicht ums Wohlfühlen in dieser oder jener Nische.«

liegt sie, wie wird sie gegenständlich? Die alten Westberliner Konservativen haben ihre Deutungshoheit verloren. In den rot-roten Jahren ist aber gerade nicht eine Gegenästhetik propagiert worden, sondern das Prinzip Vielfalt. An den Normalmenschen gehen solch feuilletonistische Debatten weit vorbei, erst recht im pragma-

tisch-schnörkellosen Berlin. Aber dennoch: Da wird jetzt ein Vakuum entdeckt. Selbst wenn man zu dem Ergebnis kommt, dass es sich vorwiegend um einen bürgerlichen Phantomschmerz handelt, bleibt es ein spannender Gegensatz – nach der Mitte in der Vielfalt zu fragen. Nach dem Kern des Metropolenstädtischen.

Ein Bürgertum, das sich in anderen Hauptstädten seit Generationen wie selbstverständlich in die Geschicke des Gemeinwesens einmischt, ist in Berlin (auch das ein Zeichen der Offenheit) erst wieder im Heranwachsen. Nicht selten entdecken nun aber Top-Entscheider aus anderen Teilen des Landes die Hauptstadt – sei es privat, mit Zweitwohnung, oder geschäftlich, mindestens mal als Charity- und Gesellschaftsbühne. International gilt es wegen der noch vergleichsweise geringen Immobilienpreise als chic, sich in Berlin einzukaufen. Und manche der Chefkreativen von heute werden morgen ganz sicher zum dann neuen Berliner Bürgertum gehören.

Gerade in der wieder spürbaren Sehnsucht nach einer etablierten Stadtgesellschaft zeigen sich nach wie vor die Spuren der – auch moralischen – Zerstörung. Andererseits: Nicht selten fühlen sich Ur-Berliner gegenüber diesen vielfältigen Entwicklungsprozessen nur noch wie Zaungäste, die sich wundern, auch ein wenig ängstigen und jedenfalls nicht recht erkennen, was all das Berlin-Gewese noch mit ihnen zu tun hat. Das bedeutet: Die Stadt ist hin- und hergerissen zwischen neuen und alten Horizonten.

Verwaltungstechnisch ist sie es zwischen der Landesebene und den zwölf großstadtgleichen Bezirken, in denen die Loyalitäten der meisten Stadtpolitiker wurzeln. Das verstärkt von außen gesehen Unübersichtlichkeit und provinzielle Anmutung. Aber die Außenbetrachter machen sich in der Regel auch nicht die Mühe, diese Stadt von innen her zu erklären. Oft genug wird dann nur mit rauen

Einzelklischees gearbeitet, unterschwellig in Vergleich gesetzt zum wohlig-etablierten Alltag in Bürgervierteln irgendwo anders, meistens im Westen der Republik. Aber in Berlin gilt: Da, wo es alles gibt, gibt es von allem auch das Gegenteil.

Berlin denkt und fühlt praktisch. Heute sind seine Probleme Großstadtprobleme, von der sich langsam erholenden wirtschaftlichen Basis abgesehen nicht mehr zuvörderst Folgeprobleme der Ost-West-Spaltung. Manche im links-autonomen Spektrum flüchten sich geradezu ins Radikal-Konservative – gegenüber all der Großstadtdynamik. Klammern sich an den eigenen Status Quo. Manche aus dem spießigen Westberliner Konservatismus kokettieren mit Neubürgerlichen Grünen als Projektionsfläche, wenn schon anders dem alten linken Feindbild nicht mehr beizukommen ist. Zugezogenen kommt mitunter eher die stadtpolitische Unschuld dieser Grünen gelegen. Bei Transfergeldempfängern verfängt die Angst, vom Positivtrend abgehängt zu werden. Ausgrenzung kann trotz aller kulturellen Toleranz auch schlicht mit Einkommensunterschieden zu tun haben. Die Stadtpolitik lernt darüber neue Probleme kennen – Probleme, die vom Erfolg her kommen. Die Tendenz jedenfalls, dabei nur die Interessen des eigenen Umfeldes zu sehen, ist unübersehbar.

»Ausgrenzung kann trotz aller kulturellen Toleranz auch schlicht mit Einkommensunterschieden zu tun haben.«

Zukunft gestalten

Berlin ist Magnet geworden für junge, offene Menschen mit Plänen, nicht unbedingt mit viel Geld. Die wichtigste Herausforderung ist dann aber, immer wieder zu klären, um welche Ideen und Projekte herum der Magnet seine Anziehungskraft stärkt. Selbst der künftige Großflughafen Willy Brandt markiert zunächst ja nur Berlins Aufschließen zum Normalen. Aber der internationale Luftverkehr ist aufgeteilt, die Flugstrecken sind etabliert. Auch hier wird es wieder Jahre der Veränderung brauchen, bis wirklich Normalität erreicht ist. Klar ist nur: Diese weiteren Veränderungen werden kommen. Berlins Dynamik mit Blick auf die ganze Stadt – und nicht nur auf Teilwelten – zu gestalten, ist die zentrale Aufgabe.

Die wichtigste Zukunftsfrage ist, wie die europäische Metropole Berlin ihren Qualitätsvorteil ausspielt. Er kommt daher, dass Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur einander auf Top-Niveau begegnen können, wenn sie es denn wollen – und das am Ort der politischen Entscheidungen. Die Stadtpolitik muss diese Begegnungen fördern, wo immer sie kann. Denn so entsteht ein Mehrwert, den Wolfsburg, Düsseldorf, sogar Frankfurt in dieser Vielfalt nie werden bieten können. Und die zweite entscheidende Zukunftsfrage ist, wie die Stadt mit ihrer Vielfalt klar kommt.

Kräfte frei setzen, Begabungsreserven nutzen, Blockaden verhindern: Zusammenhalt und Aufbruchstimmung in der Metropole sind das Schlüsselthema nach innen. Berlins Politik muss gerade deshalb sozial sensibel sein. Die Stadt erlebt eine Gründerzeit. Kultur- und wissenschaftspolitisch, städtebaulich und realwirtschaftlich. Die Politik muss dafür immer wieder neu die Tore öffnen. Weiterer Fortschritt in Berlin: das braucht Souveränität und Weitwinkel-Perspektive. Der Stadt täte es gut, wenn sie dabei auch ihr Bild von sich selbst weiten würde, Selbstwertgefühl inbegriffen. Denn Berlins neue Chancen sind Wirklichkeit.